

Abstandsucher:
Ostdeutsche Studienanfänger der Umbruchjahre 1990/91
und die Wahrnehmung ihrer Elterngeneration

Rüdiger Stutz

Christa Wolf veröffentlichte im Wendeherbst 1989 in der viel gelesenen „Wochenpost“ einen Artikel, in dem sie das Volksbildungssystem scharf attackierte und dafür mitverantwortlich erklärte, dass sich in der DDR-Gesellschaft eine „Dauerschizophrenie“ entwickeln konnte. Mit dieser Bewertung thematisierte sie die von vielen ihrer Mitbürger verinnerlichte ‚Schere im Kopf‘, aus der eine allenthalben spürbare Diskrepanz zwischen dem Auftreten in der Öffentlichkeit und der Meinungsbildung im Privaten resultierte. In diesem Zusammenhang berichtete die Schriftstellerin über eine erregte Debatte in einer mecklenburgischen Kleinstadt, die sich nach einer Lesung just an diesem Problem des „double think“ oder „Doppelbewußtseins“ (Sabrow 2000: 553) entzündet hatte. Zunächst habe ein Arzt eindringlich auf die Anwesenden eingeredet, nunmehr offen und vernehmlich den persönlichen Standpunkt zu vertreten und sich nicht weiter einschüchtern zu lassen. Zurückhaltend habe daraufhin eine zum damaligen Zeitpunkt knapp vierzigjährige Frau eingewandt, das eingeforderte couragierte Bekennterum sei den ‚Staatsbürgern‘ im kleineren Deutschland aber bislang völlig fremd geblieben, das hätten sie nicht gelernt. Zum Weitersprechen ermuntert, erzählte sie danach vom politisch-moralischen Werdegang ihrer Generation: Wie sie von klein auf dazu angehalten worden sei sich anzupassen, ja nicht aus der Reihe zu tanzen, besonders in der Schule sorgfältig die Meinung zu sagen, die man von ihr erwartete, um sich ein problemloses Fortkommen zu sichern, das ihren Eltern so wichtig gewesen sei. Der Naturwissenschaftler Jens Reich schätzte für sich ein, ein wesentlicher Teil seiner DDR-Sozialisation habe darin bestanden, „das berühmte Orwellsche double-speak zu erlernen und auch meine Kinder darin auszubilden“ (zit. nach Szydlik 2000: 79).

Im Grunde hatte die eingangs vorgestellte Frau vor dem Hintergrund noch tastender Selbstreflexionen der frühen Wendezeit versucht, die mittlere Erfahrungsgeneration der DDR zu charakterisieren, also die Geburtsjahrgänge 1945 bis 1955 (vgl. Angepaßt oder mündig? 1990: 9). Den Angehörigen dieser Jahrgangsgruppe werden in der Tat Handlungskalküle wie eine „taktische“ Einpassung in das politische Herrschaftssystem und das karriere- oder fachorientierte Streben nach einer aufsteigenden Bildungsmobilität zugeschrieben (Stock 1997: 316). Zumindest trafen die Einschätzungen dieser Frau auf jenen Teil ihrer Altersgenossen weithin zu, der über einen akademischen Bildungshintergrund verfügte. Eltern aus dieser „ersten Nachkriegsgeneration“ hatten in der Regel danach getrachtet, erworbene Bildungstitel und die damit verbundene gesellschaftliche Anerkennung gleichsam auf ihre Kinder „zu verer-

ben' (vgl. Wierling 2002: 416-445, Zitat: 442). Seit den 1970er Jahren setzte also eine erneute Schließung der Aufstiegskanäle im Bildungssystem ein, nunmehr zugunsten der so genannten operativen und administrativen Dienstklasse der SED-Führung. Auf diese Weise begannen in Kreisen der Intelligenz Mechanismen ihrer „Selbstreproduktion“ zu greifen, die auch noch Ende der 1990er Jahre vermittelt nachwirkten. Das spreche für „den ungebrochenen Einfluss der familiären Herkunft und des darin eingewobenen kulturellen Kapitals auf die Bildungslaufbahn der nachkommenden Generation“ (Bathke u.a. 2000: 1, 11). Verglichen mit den Karrierechancen, die sich in den 1950er und 1960er Jahren aus dem Aufbau des Staatsbürokratismus und in den 1970er Jahren aus der Kombinatbildung ergeben hatten, waren die 1980er Jahre durch regelrechte Karriereblockaden gekennzeichnet gewesen. Letztere wirkten sich aber in erster Linie auf Kinder aus Arbeiterfamilien und von Genossenschaftsbauern aus (Solga: 1995: 210 f.). Bildungsnäheren Schichten war es dagegen möglich, die Berufskarrieren ihrer Kinder in einem weiten Zeithorizont zu planen. Denn sie konnten sich sowohl auf die erlangte Stellung im politischen System der DDR stützen als auch auf ihre ‚kulturellen Ressourcen‘ und sozialen Beziehungsnetze (vgl. Bathke 2007: 964).

Auch nach der Vereinigung der beiden deutschen Staaten rekrutierten sich die Studienanfänger überproportional häufig aus akademischen Elternhäusern, und zwar in Ost und West gleichermaßen. Diese Tendenz prägte sich in den östlichen Bundesländern eher noch stärker aus als in den westlichen, wo im Wintersemester 1990/91 45% der Väter von deutschen Studienanfängern über den Abschluss an einer Universität oder Fachhochschule verfügten, während es im Osten sogar 53% waren, die einen Hochschulabschluss vorweisen konnten. Unter den Müttern dieses Immatrikulationsjahrganges waren es 47% im Westen und 52% im Osten, die einen höheren Bildungsabschluss erreicht hatten. Besonders in den neuen Bundesländern verwies die Bildungsherkunft beider Elternteile auf ausgesprochen ‚homogene‘ Familien, sei es nun der „sozialistischen Intelligenz“ als Rückgrat der Funktionseliten der DDR oder der herrschaftsferneren bildungsbürgerlichen Kreise und der „technischen Intelligenz“. Durch die Auswertung von Befragungen unter Studierenden konnte nämlich in den 1980er Jahren ermittelt werden, dass bei einem Hochschulabschluss des Vaters 76 Prozent der Mütter ebenfalls über einen Hoch- oder Fachschulabschluss verfügten. Umgekehrt beim Hochschulabschluss der Mutter hatten sogar 92 Prozent der Väter ein solches Zertifikat erworben (vgl. Apel 1992: 363, 369). Jedenfalls fielen die Bildungsunterschiede zwischen den Vätern und Müttern von ostdeutschen Studienanfängern im Wintersemester 1990/91 noch deutlich geringer aus als in den westlichen Bundesländern. Die Mütter dieser Erstsemester konnten in den westlichen Bundesländern lediglich zu einem Viertel auf Bildungsabschlüsse oberhalb der Realschule verweisen, in den neuen Ländern traf das auf 61% des weiblichen Elternteils zu. Höher gebildete Mütter konnten hier sogar in jeder zehnten Familie das Bildungsprofil bestimmen. In den westlichen Bundesländern prägten hingegen die Väter die Bildungsherkunft der Familien. Sie stammten vornehmlich aus den traditionellen Bildungsschichten oder arbeiteten als Selbstständige, Freiberufler, Beamte oder Angestellte (vgl. Lewin u. a. 1991: X, 16 f.).

Gudrun Aulerich und Ruth Heidi Stein machen in diesen ‚reinen‘ Intelligenzfamilien sogar eine Besonderheit der DDR-Gesellschaft aus. Denn das hohe Bildungsniveau beider Elternteile habe auch für die Lebensplanung, Studienmotivation und

Wertorientierung ihrer Kinder eine prägende Bedeutung erlangt. Dabei müsse ferner berücksichtigt werden, dass – im Gegensatz zum Westen – diese Bildungselite weder über ein hohes Einkommen noch über ein entsprechendes Sozialprestige in der DDR-Gesellschaft verfügt habe. Im Selbstverständnis dieser Intelligenzfamilien habe der Sinn des Erwerbs hoher Bildung vielmehr darin bestanden, günstigere Optionen für die Arbeits- und Lebensgestaltung zu erlangen. Vor allem interessante, anspruchsvolle Arbeitsinhalte und lebendige soziale Beziehungen am Arbeitsplatz seien angestrebt worden, finanzielle und statusorientierte Erwägungen hätten demgegenüber nur eine untergeordnete Rolle gespielt. Daher habe sich diese Elterngeneration bei der Entscheidung für ein Studium bzw. bei der Studienfachwahl eher von intrinsischen Motiven leiten lassen. Darin würden sie sich von einem Teil der Studentenschaft der unmittelbaren Nachwendezeit unterscheiden. Namentlich unter den Studierenden der Betriebswirtschaftslehre habe sich in den frühen 1990er Jahren der Trend offenbart, extrinsischen Studienwahlmotiven zu folgen. Er äußere sich im Bestreben, das erworbene Bildungsgut in ein hohes Einkommen und gesellschaftliches Ansehen umzumünzen. So können die Studienanfänger der Jahre 1990/91 in den östlichen Bundesländern sogar als Trendsetter angesprochen werden, da sie solchen am Status und Einkommen orientierten Studienwahlmotiven ein weit größeres Gewicht beimaßen als ihre Kommilitonen im Westen. Wobei zu berücksichtigen sei, dass sich darin auch die schwächere finanzielle Grundausstattung der Familien in Ostdeutschland artikulieren würde. Auffällig sei, insbesondere ostdeutsche Studentinnen würden ihrer Studienfachwahl weniger wissenschaftsimmanente als vielmehr materielle Aspekte zugrunde legen, und zwar in deutlich stärkerem Maße als ihre westdeutschen Geschlechtsgenossinnen. Während der Anteil von Frauen unter den Studienanfängern in den Ingenieurwissenschaften im Osten 17% betragen habe, seien es im Westen nur 4% gewesen (vgl. Lewin 1991: 40). Demnach unterschieden sich die Studienanfänger der Jahre 1990/91 in ihren Status- und Einkommensorientierungen nicht nur von ihrer Elterngeneration, vornehmlich in den neuen Bundesländern. Unter den ostdeutschen Erstsemestern kam zudem eine markante geschlechtsspezifische Differenzierungslinie hinzu.

Demgegenüber zogen die beiden Sozialwissenschaftlerinnen Aulerich und Stein aus ihren Erhebungen den Schluss, die Bestrebungen und Sehnsüchte der befragten Studierenden¹ aus Dresden würden mit den Einstellungen ihrer Eltern weitgehend übereinstimmen. Diese Einschätzung bezog sich namentlich auf den Wunsch nach Selbstbestimmung und Selbstverwirklichung, ihren gemeinsamen Widerwillen gegen Bevormundung und das Streben nach größerer Freiheit und Weltoffenheit. Schließlich hätten die Eltern während der 1980er Jahre in ihren Arbeits- und Lebensbereichen ähnlich desillusionierende oder frustrierende Erfahrungen sammeln müssen wie ihre jugendlichen Kinder in Schule und Ausbildung (vgl. Aulerich/Stein 1997: 134, 142).

1 Die Autorinnen kombinierten in ihrer Vergleichsstudie zum Studierverhalten in Ost und West quantitative und qualitative Erhebungsverfahren. Im Verlaufe des Sommersemesters 1995 erhoben sie von 995 Dresdener und 1.430 Dortmunder Studierenden standardisierte Fragebögen. Sie führten außerdem 155 narrative Interviews durch, davon 90 in Dortmund. Daneben fanden weitere Interviews und Gespräche mit Lehrenden statt. 70% der von ihnen in Dresden einbezogenen Studenten befanden sich zum Befragungszeitpunkt noch im Grundstudium und waren 1989 kaum älter als fünfzehn oder sechzehn Jahre alt gewesen. Für sie habe sich daher die „Wende“ keineswegs als Kontinuitätsbruch dargestellt, sondern nur als Einschnitt in der Bildungsbiographie beim Übergang von der Schule in anschließende Bildungsalternativen. (Vgl. Aulerich/Stein 1997: 126, 142)

f.). In den ostdeutschen Familien der in den frühen 1990er Jahren an die Universitäten und Hochschulen drängenden Studierenden habe also eine relativ umbruchresistente Einstellungsidentität, eine Art Wertegemeinschaft vorgeherrscht. Diese starke Betonung intergenerationaler Übereinstimmung² soll im Folgenden am Gegenstand der Studienfachwahl von ostdeutschen Studienanfängern der Umbruchjahre 1990/91 überprüft werden. Diese Studierenden gehören fast ausnahmslos der um 1970 geborenen Jahrgangsgruppe an.

„Die Wende als Freisetzungszustand biographischer Handlungsmöglichkeiten“ (Hans-Jürgen von Wensierski)

In sozialwissenschaftlichen Studien wird das Jugendalter gewöhnlich als eine Art Moratorium interpretiert, das in doppelter Weise mit einem Freisetzungszustand verknüpft sei: Zum einen würden spätadoleszente Jugendliche bzw. junge Erwachsene für Aufgaben ihrer Ausbildung und Qualifikation aus dem Erwerbssystem freigestellt; zum anderen ginge es um das Wirksamwerden ihres konsumtiven, kreativen und gesellschaftskritischen Potentials. Das verkörpere wiederum ein dynamisches Moment in der stetigen kulturellen Modernisierung der Gesellschaft (vgl. Wensierski 1994: 29). In Osteuropa wurde die Jugendzeit indes weitgehend auf die berufsbiographische Dimension einer Ausbildungsphase reduziert. Sie sei daher lediglich einem eingeschränkten und „selektiven Moratorium“ im Sinne einer ‚Verlängerung der Jugend‘ gleichgekommen (Zinnecker 1991: 22). Der Übergang der Jugendlichen zur Welt der Erwachsenen orientierte zwar auf differenzierte Bildungs- und Ausbildungslaufbahnen, wenn auch häufig unter umgehender Einbindung in die industriegesellschaftliche Arbeitssphäre. Im Vergleich zu dieser ausgedehnten Statuspassage Erwerbsarbeit blieben die beiden anderen Passagen zwischen Jugend und Erwachsenen jedoch von untergeordneter Bedeutung, d. h. die zur erwachsenen Familienperson und die zur staatsbürgerlichen Persönlichkeit.³ Unter diesen Umständen habe sich im Osten keine umfassende jugendliche Lebensweise westeuropäischen Zuschnitts ausbilden können, die Jürgen Zinnecker mit dem Begriff des „erweiterten Bildungsmoratoriums“ zu fassen suchte. Schließlich sei in der DDR seit 1970 keine biographisch relevante Ausdehnung der Jugendphase durch eine längere Verweildauer in Bildungsinstitutionen zu verzeichnen gewesen. Im Gegenteil, die jugendliche Normalbiogra-

2 Diese Übereinstimmungsthese erstaunt insofern, als in sozialwissenschaftlichen und zeithistorischen Untersuchungen in der Regel eine entgegengesetzte Position vertreten wurde. Demnach habe die ältere Generation in den Augen der Studierenden der Umbruchjahre einen „eklatanten Glaubwürdigkeitsverlust“ erfahren, nicht zuletzt Eltern aus Kreisen der „sozialistischen Intelligenz“ (Heublein/Brämer 1990: 1410). Auch Britta Matthes diskutierte in ihrer Studie über intergenerationale Mobilität beim Erwerbsbeginn während der Transformation die Frage, ob die Eltern als Mitgestalter des DDR-Staates beim Strukturbruch in Ostdeutschland einen Autoritätsverlust hinnehmen mussten und damit Einfluss auf die Bildungs- und Erwerbskarrieren ihrer erwachsenen Kinder verloren haben. Dagegen spreche allerdings Kerstin Seirings Befund, dass sich bei ostdeutschen Jugendlichen eine größere Akzeptanz der Beratung durch die Eltern nachweisen lasse als bei westdeutschen. Das gelte insbesondere für den mütterlichen Rat in solchen Grundsatzfragen, obwohl sich natürlich auch ostdeutsche Jugendliche zuallererst untereinander verständigen würden. (Vgl. Matthes 2004: 171; Szydlík 1995: 83)

3 „Normalbiographien lassen sich gut entlang dreier zentraler Lebensbereiche anordnen. Das sind Stationen des Hineinwachsens in Ausbildung und Beruf, zweitens der Weg in intime Partnerschaften und in die Familiengründung und drittens das lebensgeschichtliche Feld einer Partizipation am Markt- und Konsumgeschehen bzw. an der politisch-gesellschaftlichen Öffentlichkeit.“ (Behnken/Zinnecker 1992: 129)

phie habe sich eher in einer „prekären Statuspassage“ ausbilden müssen. Denn Heirat und Elternschaft seien in zunehmendem Maße in die späte Jugendzeit integriert worden, wie gerade das Beispiel der studentischen Ausbildungselite in der DDR gezeigt habe. Die Statuspassage Familiengründung sei aber von den jungen Leuten oftmals nicht wirklich bewältigt worden (Zinnecker 1991: 19). Tatsächlich begannen sich Familiengründung und Heirat bereits in den 1970er Jahren zunehmend voneinander zu entkoppeln. Freilich entsprach das auch einem internationalen Trend, der nicht einfach auf die strukturellen Krisensymptome des in der DDR vorherrschenden Familienbildes zurückgeführt werden kann. Gegenwärtig werden in den nordeuropäischen Staaten und im Osten Deutschlands mehr als die Hälfte aller Kinder außerhalb einer Ehe geboren, in Frankreich und Großbritannien mehr als 40% (vgl. Huinink/Konietzka 2007: 93 u. 98).

Allerdings wirkten die mit dem jugendlichen Bildungsmoratorium verbundenen lebenszeitgemäßen „Freisetzungsprozesse“ in der DDR nicht so durchschlagend wie in den westeuropäischen Gesellschaften, wo sich die Jugendlichen bzw. jungen Erwachsenen vom Modus der traditionellen Familie abwandten oder zumindest in stärkerem Maße von ihren Herkunftsfamilien und -milieus ablösen konnten. Vor allem unterlagen die individuellen Ausbildungsgänge und Bildungskarrieren einer vielfach beschriebenen „institutionalisierten Verregelung“, d. h. der bürokratischen Gängelung und zentralplanerischen Quotierung durch den Staatssozialismus (vgl. Wensierski 1994: 30, zit. nach: 54). So war die Studienanfängerquote Ende der 1980er Jahre auf 12 bis 13% Studienberechtigte pro Altersjahrgang gedrosselt worden, was nicht nur zu einer sehr starken Konkurrenz um die Zulassung zur Erweiterten Oberschule führte, um die Hochschulreife zu erlangen, sondern auch zu einer im Vergleich zur Bundesrepublik ungleich höheren Studienneigung im unmittelbaren Anschluss an das Abitur (vgl. Apel 1992: 362).

Der Lebenslauf von Stephan Kalbert offenbart die biographischen Engführungen einer solchen frühzeitigen Kanalisierung der Bildungslaufbahn, in diesem Falle durch die Volkseigenen Betriebe. Er war 1968 in einer ostdeutschen Großstadt geboren worden und hatte zunächst eine Berufsausbildung mit Abitur absolviert, sich bereits während der Schulzeit für eine dreijährige Militärdienstzeit verpflichtet und daraufhin eine Studienplatzzusage für ein Maschinenbaustudium in Erfurt erhalten. Auf der einen Seite verfügte Stephan somit über eine sichere Bildungsperspektive; auf der anderen Seite sah er zu diesem Studienangebot seines Ausbildungsbetriebes für sich keine realistische Alternative mehr. In einem narrativen Interview äußerte er hierzu rückblickend:

Ja du hast praktisch, an sich noch unbewußt, in der neunten Klasse, wenn du dich irgendwo beworben hast, für eene Berufsausbildung oder für ´n Beruf mit Abi oder für irgendwas, hast du im Prinzip dein ganzes Leben schon so ´n bißchen in irgend eene Straße gedrängt, aus der es damals bestimmt wahnsinnig schwierig war, wieder rauszukommen. (Zit. nach: v. Wensierski 1994: 219)

Nachdem er zum 1. Januar 1990 seine Unteroffizierslaufbahn bei den Grenztruppen der DDR auf eigenen Wunsch abbrechen konnte, arbeitete er zunächst im städtischen Zoo als Kartenabreißer, im Sommer des gleichen Jahres musste er sich allerdings arbeitslos melden. Zu diesem Zeitpunkt war er bereits aus seinem Zimmer im Haus

der Eltern ausgezogen und teilte sich mit zwei alten Freunden eine Wohngemeinschaft, später bezog er ein eigenes Zimmer. Nach und nach reifte in ihm der Wunsch, ab Oktober 1991 Medienwissenschaften und Geschichte an der Universität Leipzig zu studieren. Dabei stand ihm das Berufsbild eines Journalisten und Auslandskorrespondenten vor Augen, freilich noch sehr vage und mit abenteuerlichen Phantasien ausgeschmückt.

Ich freu mich jedenfalls erst mal drauf und ... Und auf alle Fälle mehr, als ich mich vielleicht auf dieses Maschinenbaustudium gefreut hätte. Ich find 's eben gut, daß de jetzt echt das machen kannst, was de willst.

Offensichtlich faszinierte Stephan gerade die bis dahin nicht erlebte Offenheit und ‚Entregelung‘ seiner Berufs- und Studienplanung, selbst eingedenk seiner eineinhalbjährigen Arbeitslosigkeit. Demzufolge begriff er das bevorstehende Studium auch keineswegs „als Baustein zu einer planvoll verfolgten Berufskarriere“. Vielmehr begeisterte ihn der „eher lustbetonte Eigenwert des Studiums als Bildungsmoratorium“ und die Genugtuung, erst einmal für fünf Jahre eine Lebensperspektive gefunden zu haben (zit. nach: Wensierski 1994: 225, vgl. ebd.: 212-226).

So wie Stephan Kalbert eröffneten sich gerade den Erstsemestern des Jahres 1990 bislang ungeahnte Ausbildungsalternativen und Karrierechancen, vor allem die ihnen bis dahin in praxi oft vorenthaltene Möglichkeit einer freien Wahl des Studienfaches und die Möglichkeit, an einer westdeutschen Hochschule zu studieren. Deshalb sei der gesellschaftliche Umbruch von vielen der in einem Forschungsprojekt ex post befragten Studierenden des neu eingerichteten Diplomstudienganges Erziehungswissenschaft sogar „als Befreiung“ aus ihren „verregelten Lebenswegen“ in der DDR wahrgenommen worden (Grunert 1999: 296). Dieses Erfahrungsmuster verallgemeinernd, arbeitete der Sozialwissenschaftler Hans-Jürgen von Wensierski in seiner Studie zum Verhältnis von Biographie und Lebenswelt von DDR-Jugendlichen neben drei weiteren den „Typus der Freisetzung von biographischen Handlungsmöglichkeiten im Gefolge der Wende und der deutschen Einheit“ heraus.⁴ Gemeint sind damit Individualisierungsprozesse, „in denen sich *solche* Werthaltungen und Orientierungen endlich auch handlungsrelevant entfalten können, die zwar zu DDR-Zeiten schon angelegt waren, aber weitgehend im verborgenen wirken mußten“ (Wensierski 1994: 246, 247). Wie das Beispiel der Biographie von Stephan veranschaulicht, wurden die im Zuge des Umbruchs beschleunigt ‚freigesetzten‘ Handlungsmuster aber nicht nur als *Chance* einer selbstbestimmten Berufsplanung wertgeschätzt, sondern auch als ausgesprochen spätadoleszente Orientierungen ausgelebt. In ihnen spielten klar strukturierte Zukunftsperspektiven nur eine untergeordnete Rolle; vielmehr bezogen sie sich auf die Gunst des historischen Augenblicks. Solche Lebensentwürfe konnten

4 Sie entstand im Rahmen des biographieanalytischen Promotionsprojektes von Hans-Jürgen von Wensierski, das auf mehr als 70 narrativen Interviews basierte. Zu den Interviewten zählten ausnahmslos ehemalige DDR-Bürger, die zum Zeitpunkt der Befragungen Anfang 1991 bis Anfang 1993 zwischen 20 und 30 Jahre alt waren. In der Studie wurden vier Grundtypen von Lebensprozessverläufen dieser jungen Erwachsenen im Kontext des zeithistorischen Umbruchs von 1990 herausgearbeitet, repräsentiert durch jeweils mehrere biographische Einzelfallanalysen. Es handelt sich um den Typ A „Die Wende als biographischer Einbruch“, Typ B „Die Wende als Freisetzungszustand biographischer Handlungsmöglichkeiten“, Typ C „Selbstbehauptungsmuster vor und nach der Wende“ und den Typ D „Die Wende als biographisches Randereignis“. (Vgl. Wensierski 1994: 114, 121f., 123)

daher mit den Erwartungen der Eltern an eine auf ‚Kontinuität‘ und ‚Sicherheit‘ fixierte Studienplanung kollidieren, sobald diese die *Risiken und Unwägbarkeiten* des rasanten gesellschaftlichen Wandels schärfer ins Auge fassten als ihre Kinder.

Eigensinn versus Elternhaus: Aushandlungskonflikte um die Studienfachwahl

Die hier in Rede stehende Jahrgangsgruppe begann ihr Hochschulstudium zu einem Zeitpunkt, der einerseits durch fortwährende Umstrukturierungen an den höchsten Bildungseinrichtungen Ostdeutschlands gekennzeichnet war, ferner durch neue Studienordnungen und vielfach veränderte Lehrangebote (vgl. Ostdeutsche Studienberechtigte 1995: 90 f. u. Pasternack 2000, 82-92). Andererseits befanden sich diese jungen Erwachsenen gerade in der spätadoleszenten Lebensphase, die in der Regel mit mehr oder weniger intensiven Konflikten um die Ablösung vom Elternhaus verknüpft ist. Die Studierenden unseres Samples durchlebten diese normalbiographische Phase der Neuorientierung und Verunsicherung im Übergang zum Erwachsenenalter allerdings besonders intensiv und aufwühlend, weil sie mit dem historisch singulären gesellschafts- und hochschulpolitischen Umbruch in Ostdeutschland zusammenfiel.⁵

Auf der Grundlage einer Zufallsstichprobe von 414 Fragebögen wurde bis zum Februar 1991 vom Hochschul-Informationssystem HIS eine Analyse über die Befindlichkeit der Studienanfänger an den ostdeutschen Hochschulen erstellt. Die offen formulierten Fragen zielten auf die Erfolgserlebnisse, Freuden, Bedrückungen und Veränderungswünsche dieser Studierendengruppe. Immerhin ein Drittel von ihnen schätzte die neu gewonnene Freiheit einer akademischen Ausbildung hoch ein, daneben auch das solidarische Verhältnis unter den Studierenden und die Offenheit und kritisch-produktive Atmosphäre an den Hochschulen. In ihrer individuellen Wertehierarchie rangierten diese positiv wahrgenommenen Aspekte ganz oben. Bedrückt fühlten sie sich indessen auch. In einer Rangfolge der Problemnennungen setzten die befragten Studienanfänger die drohende oder bereits vollzogene Auflösung ganzer Hochschul institute und Fachrichtungen an die erste Stelle. Sie wurden im Amtsdeutsch euphemistisch Abwicklung genannt und waren allein der Umbruchsituation geschuldet. Ein Student äußerte dazu trotzig:

Ein weiterer Unsicherheitsfaktor ist im Moment das unserer Uni drohende Abwicklungsverfahren, welches ich skandalös und unverantwortlich finde. Allein schon deshalb ist mein Studium in Zukunft ungewiß.

Daneben empfanden die ostdeutschen Studienanfänger die eigene finanzielle Situation als „bedrückend“, aber auch die Qualität und das Profil der Lehrenden. Hier überwog zwar eine fachliche und methodische Kritik an den Lehrveranstaltungen. Doch wurde auch die Unglaubwürdigkeit und Überanpassung einzelner Dozenten angesprochen, was vor allem auf die Fachbereiche Medizin, Wirtschafts-, Geistes- und Sozialwissenschaften sowie Rechtswissenschaft zutraf. Diese eher skeptischen Eindrücke ventilierten die einzigartigen Problemlagen der unmittelbaren Umbruchzeit. Die Studierenden mussten lernen, sich in einer begrenzten ‚Zwischenphase‘ mit typi-

⁵ Inwieweit die damit einhergehende berufliche Unsicherheit auch als solche von den Studierenden zu Beginn der 1990er Jahre empfunden wurde, sei empirisch nicht eindeutig zu klären. Die Statistiken würden verschiedene Tendenzen ausweisen. (Vgl. Rübner 2000: 97)

schen Übergangsphänomenen neu zu orientieren, was sich in studentischen Aussagen manifestierte wie: „... viele Wendehälse auf alten wichtigen Positionen, M/L-Lehrer lesen heute Studium generale für Mediziner.“ (Zit. nach: Lewin 1991: 112 u. 115) Ungewissheit über die eigene Zukunft verriet auch ihre Beurteilung der seinerzeit noch nicht abgeschlossenen Einführung des BAföGs. Die studentischen Einsprüche speisten sich aus drei Quellen, die ganz den rebellischen und zugleich verstörten Zeitgeist des Umbruchs verrieten: a) der Kritik an der Darlehensform des BAföG, b) der Furcht vor einer nunmehr wieder entstehenden Elternabhängigkeit und c) aus ihrer Zurückweisung eines für Ost- und Westberliner Studierende abgestuften BAföGs. Im Gegensatz zu den nachfolgenden Studentengenerationen plädierten die Befragten 1990/91 noch weithin übereinstimmend für ein einheitliches Grundstipendium. Es sollte an alle Studierende als staatliche Unterstützung vergeben werden: „Das BAföG ist unsozial, unausgewogen: elternunabhängige Förderung ist individueller, erkennt den Studenten als selbständige Persönlichkeit,“ hieß es (Zit. nach: Ebd.: 116). Andere Finanzierungsquellen des Studiums wie Zuwendungen der Eltern und Erwerbstätigkeit spielten in den östlichen Bundesländern zu diesem Zeitpunkt noch eine „eher marginale Rolle“. (Lewin: 1991: XV)

Angesichts dieser hin- und hergerissenen Befindlichkeiten der ostdeutschen Studienanfänger unterstellen wir ihrer Elterngeneration hypothetisch eine ganz bestimmte Erwartung an die Studienorientierung ihrer Kinder, nämlich sich rasch auf eine eigenständige und vor allem zukunftssträchtig erscheinende ‚Absicherung des Lebensunterhaltes‘ auszurichten.

Diese Vorannahme erscheint uns vertretbar zu sein, weil die noch in der Arbeitsgesellschaft der DDR sozialisierten mittleren Altersgruppen von besonders nachhaltigen Umbrüchängsten, Abstiegserfahrungen und zumindest vorübergehender biographischer Unsicherheit geprägt wurden. Ihr Interesse richtete sich daher vordergründig auf die berufsvorbereitende und zum Erwerbsleben möglichst feste Brücken bauende Funktion des Studiums. Begreift man Letzteres hingegen als eine Ausdehnung der Jugendphase, rücken auch die beiden anderen sozialen Dimensionen des Erwachsenwerdens in den Blick: der familiäre und zivilgesellschaftlich-politische Bereich. „Durch die Institutionalisierung eines verlängerten Bildungsmoratoriums können die Studierenden neue Erfahrungen machen, verschiedenste Sinnangebote aufgreifen und mit wechselnden Handlungsmustern experimentieren. Sie müssen sich noch nicht festlegen, wie genau sie ihr berufliches, kulturelles, politisches, familiäres Leben gestalten werden.“ (Rübner 2000: 96)

Natürlich sprachen die Studierenden der Immatrikulationsjahrgänge 1990/91 diesen drei Lebensdimensionen eine unterschiedliche Bedeutung für ihre Zukunftsplanung zu, nämlich in Abhängigkeit von ihren jeweiligen individuellen Vorerfahrungen. Idealtypisch kann man unter ihnen drei Grunderwartungen an das Studium unterscheiden: eine im weitesten Sinne lebenskulturelle, eine auf die Berufskarriere fixierte und eine Kombination aus diesen beiden, die wir gestützt auf den Soziologen Matthias Rübner als deliberativ-fachkulturell bezeichnen wollen (vgl. Rübner 2000: 369-376).⁶ Es liegt auf der Hand, dass sich diese Grundmuster mit den unterstellten Er-

6 Matthias Rübner untersuchte ordnungsbezogene Gerechtigkeitsvorstellungen unter ostdeutschen Studierenden, und zwar in Abhängigkeit von ihren jeweiligen biographischen Orientierungen. Dazu wurden im Zeitraum von 1994 bis 1995 insgesamt 35 Interviews im Rahmen eines von der DFG geförderten und von Prof. Hans-Joachim Giegel geleiteten Forschungsprojektes geführt. Es handelte sich um bio-

wartungen der Eltern an eine auf ‚Kontinuität‘ und ‚Sicherheit‘ fixierte Berufs- und Studienplanung keineswegs decken mussten, ja eine – graduell allerdings unterschiedliche – Differenz zu den elterlichen Lebensmaximen markierten. An den folgenden Fallbeispielen lässt sich zeigen, wie die Studienanfänger des Jahres 1990 diese widerstreitenden Interessen von Elternhaus, individueller Lebensplanung und der Erschließung neuer, jugendgemäßer Freiräume auszubalancieren suchten.

Jens wurde 1968 in einer größeren Stadt im Süden der DDR geboren. Er galt als Nachzügler in einer typischen Aufsteigerfamilie, denn seine Eltern können zur zweiten Generation der „sozialistischen Intelligenz“ gezählt werden. Sie bekleideten jahrzehntelang exponierte Berufsfunktionen, der Vater als leitender, für Auslandsfragen zuständiger Mitarbeiter eines großen exportorientierten Betriebes und bestätigter Reisekader und die Mutter als Ärztin in einer Poliklinik, später als promovierte Chefarztin der radiologischen Abteilung einer Klinik, deren Leitung sie nach dem politischen Umbruch übernahm. Ihr Bruder gehörte als stellvertretender Minister zu den Nomenklaturkadern des Staatsapparates der DDR. Beide Elternteile gehörten der SED an. Der Vater verschaffte seinem Sohn einen Ausbildungsplatz als Elektrofacharbeiter mit Abitur in seinem Maschinenbaubetrieb. Gegen Ende des zweiten Lehrjahrs bewarb sich Jens jedoch für einen Studienplatz zur Ausbildung zum Mathematik- und Physiklehrer, womit er sich seinen weiteren Berufsweg ausdrücklich offen zu halten glaubte:

Da [...] hab' ich mich dann beworben als Mathematik-Physik-Lehrer (I: hm) auch in W-Stadt an der Uni, wußte aber von vornherein, daß ich das nicht so richtig will und daß ich die Armeezeit auch noch mal nutzen möchte, darüber nachzudenken, vielleicht den Studienplatz zurückzugeben, ich hab den deswegen genommen, weil das die niedrigste Ablehnungsquote (lacht) bei Studienplätzen in der DDR überhaupt hatte, ich erinnere mich noch genau, nur null Komma vier Prozent der Bewerber wurden abgelehnt.

Offensichtlich war Jens bestrebt, sich von den starken beruflichen Vororientierungen seiner Eltern und ihren Arbeitsfeldern abzunabeln. Hatte sein Vater von ihm erwartet, auf dem Arbeitsgebiet der Elektrotechnik tätig zu werden, entschied sich Jens zunächst für ein Diplomlehrerstudium. Allerdings belegte er zwei naturwissenschaftliche Fächer, die eine fachliche Brücke zur technischen Welt seines Vaters aufrecht erhielten. Matthias Rübner fasste diese und spätere Weichenstellungen in der Biographie von Jens als ein durchgängiges Orientierungsmuster auf und sprach vom partiellen Herauswinden aus institutionellen, ihn beengenden Rahmenbedingungen bei gleichzeitiger Wahrung äußerer Konformität, und zwar sowohl gegenüber der Bevormundung des Betriebs als auch der Eltern. Dieses Handlungsmuster entsprach damit den Vorwunderfahrungen jener Fälle, die in der Umbruchzeit den beschriebenen Freisetzungstypus verkörperten. Sie alle habe auf der Handlungsebene eine aus-

graphische und auf Gerechtigkeitsfragen gerichtete offene Interviews. Bei der Vorbereitung der aufwendigen Fallanalysen wurde Rübner von Peter Samol unterstützt. Prof. em. Giegel stellte dem Verfasser im Rahmen des Sonderforschungsbereiches 580 die elektronischen Fassungen dieser biographischen Fallanalysen und Interviewtyposkripte für die vorliegende Sekundärauswertung zur Verfügung. Dafür sei ihm an dieser Stelle herzlich gedankt. Wenn nicht anders im Beitrag vermerkt, sind alle kursiv gedruckten Interviewauszüge diesen Materialien des Projektes von Prof. em. Giegel entnommen.

geprägte Loyalität zum DDR-System verbunden bei gleichzeitiger Distanz und kritischer Haltung auf der Wertebene (vgl. Wensierski 1994: 246).

Dass sich bei Jens eine solche diskrepante Orientierung ausbilden konnte, führte Rübner in erster Linie auf die Erfahrungen im Elternhaus zurück. Der Vater habe sie Jens gewissermaßen vorgelebt, in diesem Falle wie man Abteilungsleiter in einem führenden Industriebetrieb der Planwirtschaft sein konnte und zugleich ein bekennender Naturschützer. Seine „*ziemlich herrische*“ Mutter nahm er dagegen eher als ein abschreckendes Leitbild wahr. Selbstredend lernte Jens während des Studiums auch, die eigenen Berufsziele couragiert zu verfolgen. Und er orientierte sich nach seiner Militärdienstzeit und dem Umbruch von 1989/90 erneut um. Jens strebte nunmehr eine Karriere in der soziologischen Fachkultur an, was Teil seines langfristigen Lebensprojektes wurde, einen akademischen Aufstieg zu vollziehen. Auf diese Weise blieb er wiederum den Wertvorstellungen seiner Eltern durchaus verhaftet (vgl. Rübner 2000: 333 f.). Jens vermochte also erfolgreich von dem auf Kontinuität setzenden Karrieremuster seines Vaters Abstand zu gewinnen, ohne sich damit von der elterlichen Aufstiegsorientierung abzugrenzen.

Sonjas Fallbeispiel steht hingegen für eine anders gelagerte Elternkonstellation, in der die Mutter, eine Horterzieherin bzw. Lehrerin, und der Vater, ein Musiker, alles taten, um ihre Tochter ‚sicher‘ zu behüten. Denn Sonja musste in ihrer Kindheit eine schwere Krankheit durchleiden. Vor diesem Familienhintergrund gestaltete sich die Studienfachwahl von Sonja (Jahrgang 1975) zum Bestandteil ihres langwierigen und konfliktbehafteten Ablösungsprozesses von den Eltern. Sie reflektierte darüber in einem lebensgeschichtlichen Interview:

Meine Eltern, die sind mehr so in der Beziehung sind sie mehr so der Typ, die woll'n halt, daß ich was Konservatives mache (I: hm) und was Ordentliches, am liebsten Beamter oder so, (I lacht kurz) damit ich halt später mal (I: hm) abgesichert bin. Und das (I: hm) seh' ich halt überhaupt nicht so. Ich überleg auch schon jetzt, ob ich was ganz andres mache mit Kunst oder so, was ja nun (I: hm) ehr die ganz andre Richtung ist. (I: hm, hm) Ja, also ich würde schon sagen, daß da [...] die wollten immer, daß ich Jura mache, aber das hab ich (I: hm) total abgelehnt. (lacht kurz)

Interviewer: Jura, na ja. [...] Hm. Das haben wir dann schon. Ach so, Du hast äh im ersten Interview gesagt, daß Du im Moment so 'n bißchen das Problem hast, die Wunschvorstellung Deiner Eltern erfüllen zu wollen. Und äh da wollt ich Dich fragen, äh wie so diese Wunschvorstellung Deiner Eltern ist oder wie würdest Du die charakterisieren? Also was wünschen sie sich?

Sonja: Hm. Ah ja das ist halt das [...]

Interviewer: Wie Du sein sollst?

Sonja: Das Ding mit dem ganzen Studium und mit meinem Leben, daß es halt möglichst ähm geordnet ist. Und sie woll'n halt, daß es also, daß es mir mindestens genauso gut geht wie jetzt und (I: hm) daß ich später abgesichert bin und mehr so in diese Richtung halt, (I: hm, hm) also daß es alles ganz geregelt ist. Und (I: hm) also so.

Offenbar entschied sich Sonja für ein Studium der Betriebswirtschaftslehre, um mit ihren besorgten Eltern einen Kompromiss auszuhandeln. Beide Seiten betrachteten

diese Fachrichtung als Garant für einen sicheren Lebensunterhalt, um später auf eigenen Füßen stehen zu können. Denn die fachlichen Aspekte ihres Studiums sprachen Sonja überhaupt nicht an, ihre Studienergebnisse fielen mehr schlecht als recht aus. Sie interessierte sich vorrangig für die „Verdienstperspektive“ betriebswirtschaftlicher Tätigkeit und die daran geknüpfte Möglichkeit, ihr Leben ohne Geldsorgen und *eigenständig* zu gestalten. Doch dieses Selbstverständnis bleibt „recht ambivalent strukturiert: Einmal scheint das souveräne Verfügen über materielle Dinge Unabhängigkeit zu gewährleisten, das andere Mal scheint die Orientierung auf diese Dinge eher als hinderlich für Selbstbestimmung und soziale Bindungen zu sein“. Denn die nüchternen und streng mathematischen Grundanforderungen des BWL-Studiums kollidierten mit der „künstlerisch-kreativen Lebenslinie ihrer Biographie“, d. h. mit der anderen Seite ihres Lebensanspruchs auf Selbstverwirklichung und nach „sozialer Wärme“. Nicht zufällig schwärmte Sonja in hervorgehobenen Passagen ihrer lebensgeschichtlichen Interviews für Musik, Kunstgeschichte und italienische Lebensart. Die daran geknüpften Berufswünsche einer Balletttänzerin und Maskenbildnerin konnte sie sich allerdings auf Grund körperlicher Beschwerden nicht erfüllen. Letztlich sieht sie sich während ihres Studiums außerstande, die so beharrlich angestrebte Eigenständigkeit auch zu leben, und lässt sich wieder in den „Hort“ der elterlichen Sicherheit zurückfallen. Nach einem kurzen Aufenthalt im Studentenwohnheim zog sie erneut bei ihren Eltern ein. In Sonjas Studienorientierung spiegelte sich also ein ungestilltes Ablösungsverlangen wider (vgl. Rübner 2000: 268-285, zit. nach: 276).

In der Studienfachwahl von Jens und Sonja kann der Versuch gesehen werden, mentalen Abstand von der auf Kontinuität bzw. Absicherung orientierten Berufs- und Lebensplanung ihrer mehr oder weniger systemkonformen Elternhäuser zu gewinnen. Nun soll überprüft werden, ob diese These auch auf Pfarrer- und Ingenieursfamilien zutrifft, die den Werten der „sozialistischen Intelligenz“ skeptisch bis distanziert gegenübergestanden haben.

Absage an die elterliche Selbstentsagung: Kritische Reflexion der Berufskarrieren in traditionsverhafteten Familienmilieus der DDR

In Rolfs Familie bildet sich die traditionell hohe Selbstrekrutierungsrate von Pfarrern besonders eindrücklich ab. Sie hatte sich im Verlaufe der 1950er und 1960er Jahre sogar noch verfestigt, weil zu dieser Zeit christliche Schüler und Eltern im staatlichen Bildungswesen der DDR spürbar diskriminiert worden waren. Seine beiden Großväter und sein Vater gingen dem Pfarrberuf nach oder trugen sich wie Rolf und sein älterer Bruder mit dem Gedanken, diese Tradition fortzusetzen. Die Frauen der Familie hatten, sofern sie berufstätig gewesen waren, ebenfalls im kirchlichen Umfeld gearbeitet. Rolf, Jahrgang 1969, war als zweites von sechs Kindern geboren worden und wuchs in einer ländlichen Gemeinde auf, in der sein Vater von Beginn an seine Pfarrstelle inne gehabt hatte. Die Mutter ging indessen keiner Erwerbstätigkeit nach, hatte aber alle Hände voll zu tun, den Haushalt des Pfarrhauses zu richten. Letzteres bildete auch im ‚sozialistischen Dorf‘ nach einer Einschätzung des Leipziger Publizisten und Kirchenhistorikers Gottfried Kretzschmar den „Mittelpunkt des Lebens“. Darüber hinaus sei der Pfarrer in Gemeindekreisen eine gern gesehene Persönlichkeit und ein geachteter Ratgeber gewesen. Er würde sogar in „bestimmten staatlichen und kommunalen Veranstaltungen“ mitwirken, ausdrücklich genannt wurden die des Nationalen Auf-

bauwerkes, des Elternbeirates und der Volkssolidarität. Auf diese Weise vereinige er eine ganze Reihe von sozialen Funktionen in seiner Hand. Die Kirchengemeinde erblicke in ihm natürlich zuvörderst den Seelsorger, Prediger und Lehrer ihrer Kinder. Der Gemeindepfarrer galt als der Repräsentant einer kultivierten christlichen Lebensführung, sein Handeln wurde nicht selten zum Maßstab des eigenen Verhaltens erhoben. Der aus der DDR verdrängte Schriftsteller Rolf Schneider gewährte 1981 den Lesern der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ weitere „Einblicke in Pfarrhäuser der Deutschen Demokratischen Republik“. Er bestätigte die geschilderten Eindrücke aus den alten Pfarrhäusern, die „etwas beruhigend Altmodisches“ ausstrahlen würden. Das wollte er sowohl auf das Interieur als auch auf die Integration der Familienmitglieder in die kirchliche Gemeindearbeit bezogen wissen. Das vermittele „einen zarten Geruch von neunzehntem Jahrhundert, von zwar äußerlich bröckelnder, im Kern aber noch intakter Herkömmlichkeit“. (Zit. nach Kleßmann 1993: 39 u. 40; vgl. Ritter 2002: 189 f.)

Rolf wuchs als ein Teil dieses überkommenen, scheinbar vom Staatssozialismus völlig unberührten pfarrhäuslichen Mikrokosmos auf. Daher konnte er auch den hohen Preis abschätzen, den sein Vater für die breite Einbindung in das soziale Leben seiner Landgemeinde zu zahlen hatte. Denn die miteinander verbrachte Zeit blieb ein kostbares Gut in der Familie des Geistlichen, wie Matthias Rübner vermerkte. Der Sohn gewann eine Ahnung von der Gefahr, durch die vielfältigen Verpflichtungen gegenüber den Gemeindemitgliedern psychisch und körperlich überfordert zu werden, aber auch ein Gefühl für die fortwährenden Anstrengungen eines evangelischen Pfarrers, dem Spagat zwischen beruflicher Selbstaufopferung und Familienalltag gerecht zu werden. Das könnte erklären, warum Rolf aus seiner Binnenperspektive dem Interviewer eine ganz andere Sicht auf das Leben im Pfarrhaus vermittelte:

[...] und es war überhaupt nicht wichtig, ob ich nun da war oder nicht. Ich mußte eben einfach nur (lacht kurz) zu Hause sein. Ich weiß noch, ich bin immer nach Hause gekommen aus der Schule und hab so erzählt, was los war in der Schule, aber es kam nie irgendwie die Gegenfrage oder so, na ja erzähl' doch 'mal hier das genauer oder so, (I: hm) und das interessiert mich 'mal oder so. Da hab' ich einfach nicht so das Interesse gespürt und so, also ich hatte immer das Gefühl, sie wollen gar nicht reden, und das hat sich jetzt halt in den letzten Jahren noch verstärkt, [...]

Doch offenbarte sich das Elternhaus dem Heranwachsenden noch von einer anderen Seite, auf die Rolf Schneider in dem bereits zitierten FAZ-Artikel ebenfalls aufmerksam machte. Die Pfarrhäuser seien in den 1970er Jahren „zu Trägern der einzig nennenswerten Alternativkultur“ geworden, weil in ihnen viele intellektuell anspruchsvolle Gesprächsrunden stattfinden konnten. „Solche Zusammenkünfte von meistens nicht mehr als einem Dutzend Leuten sind landauf landab eine gern, eine geradezu begierig genutzte Einrichtung. Es wird ein bißchen Tee und Wein gereicht, und die Leute reden. Das geschieht fast immer mit einem großen Ernst, es ist selten larmoyant, ist voller radikaler protestantischer Selbstkritik und führt die alte Geselligkeit des protestantischen Pfarrhauses auf anderer Ebene weiter. Die Pfarrer, alt oder jung, haben ihren Karl Barth und ihre Dorothee Sölle gelesen wie auch ihren Karl Marx. Ihre innere Freiheit kann enorm sein.“ (Zit. nach: Kleßmann 1993: 40 f.) Eine solche

Atmosphäre von geschulter und lutherisch disziplinierter Geistigkeit beeinflusste auch die Denkweise von Rolf, wie seine Bewertungen des Verlaufs der politischen Umwälzungen in der DDR nahelegen. Grundsätzlich habe er diesen Umbruch als „*wohl-tuend empfunden*“, doch den Ausgang der Volkskammerwahlen vom 18. März 1990 „*wirklich deprimiert*“ wahrgenommen. Denn für dieses „*hoffnungslose Ergebnis*“ sei einzig und allein „*die materielle Sache*“ ausschlaggebend gewesen. Aus diesem Urteil sprach eine gewisse Affinität zu den ostdeutschen Bürgerbewegungen und zum Postmaterialismus der Grünen, also zu einer politischen Grundorientierung, die in Umfragen unter Studierenden zu diesem Zeitpunkt weit überdurchschnittlich vertreten wurde (vgl. Heublein 1992: 165 u. Weinacht/Beisler 1993: 1288).

Immerhin ermöglichte der Umbruch an den Universitäten Rolf zum Wintersemester 1991 einen problemlosen Wechsel der Studienrichtung, nachdem er im Wintersemester 1990 ein Mathematikstudium begonnen hatte. Diese Entscheidung hatte Rolf noch zu DDR-Zeiten treffen müssen, nachdem seine erste Wahl für das Studienfach Physik abgelehnt worden war. Nach zwei Semestern mathematischer Mühsal gestand sich Rolf indes ein,

schon seit ziemlich langer Zeit so im Hinterkopf [gehabt zu haben], na ja Theologie wär's eigentlich. [...] ich will mal so sagen, ich bin aus 'ner ziemlich gläubigen Motivation eigentlich auf Theologie umgestiegen.

In die Freude am neuen Studienfach mischte sich allerdings auch Skepsis, die zum einen dem Vergleich mit der unbestechlichen Logik der höheren Mathematik geschuldet war. Rolf meinte, in den theologischen Lehrveranstaltungen werde dagegen zu viel spekuliert und „*oft mehr geschwätzt [...] als es eigentlich sein muß*“. Zum anderen würde die universitäre Theologie den Test des ‚praktischen‘ Lebens nicht bestehen. Das vermittelte Fachwissen müsse sich erst an den Erfahrungen des späteren Gemeindepfarrers beweisen, denn „*da zählen andre Sachen irgendwie*“.

In seinem Streben nach einer „*authentischen Praxis*“ des Glaubens wird Rolf durch seine Studiererfahrungen sowohl bestärkt als auch enttäuscht. Hin- und hergerissen, erwägt er sogar, seinen Berufswunsch aufzugeben. In jedem Fall schreckt er vor einem baldigen Berufseinstieg zurück, weil er sich für eine Art *Orientierungsphase* noch mehr Zeit nehmen wollte. Rolf meinte, seinem Ideal vom gelebten Glauben im religiösen und sozialen Umfeld der mittelamerikanischen Befreiungstheologie näher zu kommen.

Also ich erhoffe mir eigentlich von dem Auslandsaufenthalt, daß ich ein bißchen einen andern Zugang kriege. Ich hab' mich 'ne ganze Weile jetzt mit lateinamerikanischer Theologie beschäftigt (I: hm) und empfinde diese ganze Sache viel freier als das, was hier passiert [...] die gucken auch, was die Leute glauben und äh und was für Probleme da sind und machen da nicht so 'n Witschiwaschi von Erlösung und Heil und so, (I: hm) da geht 's konkret erstmal [darum], daß die Leute was zu essen haben, irgendwie ne. Und so was wird halt theologisch bearbeitet und da erhoff' ich mir einfach, daß ich da e'n andern Zugang kriege und dann hier auch mit ander'm Elan rangehen kann. (I: hm)

Und vielleicht, fügte er lachend hinzu, könne er dann auch Pfarrer werden.

Gewiss wirkten in diesem Wunsch nach einem Aufschub des Studienabschlusses auch die vielschichtigen Sonderprobleme des Familienhintergrundes und Berufswunsches von Rolf nach. Doch Matthias Rübner wies auch an anderen besonders engagierten und selbstreflexiven Referenzfällen seines Untersuchungssamples nach, dass die Studierenden regelrechte Moratorien eingingen, um ‚sich Selbst zu verwirklichen‘. Sie unterbrachen für eine befristete Zeitspanne ihre Ausbildungs- bzw. Studiengänge. Der Soziologiestudent Jens betätigte sich als freiwilliger Zivildienstleistender im Pflegebereich, und der Geschichtsstudent Heiner nahm sich als Chefredakteur der studentischen Hochschulzeitung ein Freisemester (vgl. Rübner 2000: 341). Obwohl solcherart Moratorien in den studentischen Lebensentwürfen zu Beginn der 1990er Jahre keine Seltenheit mehr bildeten, drohte Rolf mit seinen Mittelamerika- bzw. Ausstiegsplänen doch aus der Bahn eherner Familien- und Berufstraditionen zu schlagen. In der letzten für das gesamte Gebiet der DDR veröffentlichten Pfarrfamilienstatistik war nämlich neben der erwähnten hohen Selbstrekrutierungsrate des Pfarrberufes noch hervorgehoben worden, dass Pfarrsöhne jene seelsorgerischen Berufswege in Diakonie und kirchlicher Mission äußerst selten wählen würden, die kein Studium voraussetzten (vgl. Kleßmann 1993: 33). Rolfs Sehnsucht nach „gelebter Fürsorge und Gemeinschaftlichkeit“ verweist denn auch auf sozialintegrative Denkmuster und Handlungsweisen, die sich in einer ganzen Reihe von biographischen Konstruktionen der Studierenden des Immatrikulationsjahrganges 1990 nachweisen ließen (vgl. Rübner 2000: 306-313, 330-333).

Im Gegensatz zu Rolf beschreibt Britta (Jahrgang 1970) einen geradezu harmonischen Familienhintergrund:

Ja meine Eltern, meine Eltern. [...] Was soll ich von meinen Eltern erzählen? [...] Und ja, meine Eltern, zu den ich ein ganz tolles Verhältnis, mit den konnt' ich alles besprechen, und die haben auch immer erzählt, was auf Arbeit los war und so. [...] ja, das war eigentlich hm [...] soweit auch, ich sag mal nichts Besonderes (lachen beide kurz) an der ganzen Eltern-Kind-Beziehung, nur daß sie vielleicht besser war als bei manch anderen. Ich hab mich da manchmal gefragt, wenn andere Kinder von ihren Eltern erzählt haben und von dem Frust mit ihren Eltern erzählt haben. Das also konnt' ich zum Teil gar nicht verstehen, weil 's das bei mir nicht gab, weil da wirklich immer ein gutes Verhältnis geherrscht hat (I: hm) ja.

Brittas Elternbindung gestaltete sich so eng, besonders zu ihrem Vater, einem Elektroingenieur, dass sie sogar die familiären Deutungsangebote von einschneidenden Ereignissen wie der Maueröffnung unreflektiert übernahm. Probleme der Ablösung vom Elternhaus erinnerte Britta in ihren Interviews nicht, was darauf schließen lässt, dass ihr Autonomiestreben in der Familie keine großen Wellen geschlagen hat. So schien sie geradewegs den Antitypus einer ‚Abstandsuche‘ von den elterlichen Orientierungen zu verkörpern.

Ihr mathematisch-ingenieurtechnisch geprägtes Elternhaus, Brittas Mutter arbeitete als Konstrukteurin, wurde vom Frust über die notgedrungene Akzeptanz der tendenziellen Einkommensnivellierung zwischen den Facharbeitern und mittleren technischen Angestellten in der Volkswirtschaft der DDR beherrscht. Das widersprach nicht

nur allen Prinzipien der Leistungsmotivation, sondern auch dem „historisch tief verwurzelten Berufsethos der Ingenieure, die sich vielfach als unpolitische technische Spezialisten der modernen Industriegesellschaft verstanden“. Deshalb habe sich unter ihnen auch nicht die Ideologie eines „sozialistischen Professionalismus“ ausprägen können (Ritter 2002: 188 u. Augustine 1996: 69). Allerdings verstärkte sich seit Mitte der 1960er Jahre in den jüngeren, nachrückenden Altersgruppen der „technischen Intelligenz“ die Ansicht, ihr berufliches Fachwissen in den Dienst einer vermeintlich sozial gerechteren, jedenfalls nicht auf eigensüchtigen Profitinteressen basierenden „Gesellschaftsordnung“ zu stellen, trotz der von ihr uneingelösten Leistungsgerechtigkeit. Eine solche pekuniäre Selbstentsagung im Namen eines wie auch immer verstandenen „Gemeinwohls“ stand für die VWL-Studentin Britta außerhalb jeglicher Diskussion. Nicht zuletzt, weil diese Grundeinstellung von Ingenieuren und Technikern der Leistungsideologie⁷ ihrer ökonomischen Fachkultur widersprach, deren wissenschaftliches Paradigma nach dem Umbruch für Britta handlungsleitende Bedeutung gewann.

Brittas frappant ausgeprägte individualistische Einstellung kam nicht nur in ihrer Gerechtigkeitsvorstellung⁸ zum Ausdruck, die von einem extrem verengten Leistungsprinzip getragen wurde. Vielmehr offenbarte sie sich auch in der Auffassung, Sozialhilfeempfänger und die Bedürftigen nicht verschuldeter Armut als „*arbeits-scheue Leute*“ zu bezeichnen. Sie unterstellte ihnen nach Einschätzung von Matthias Rübner, sich im Sinne des volkswirtschaftlichen Gesamtsystems schädlich, quasi parasitär, und daher mehr als unmoralisch zu verhalten. Rübner schrieb ihrer biographischen Sinnstruktur das Muster einer „bürgerlichen Modalpersönlichkeit“ zu, worin sich Britta auf der Wertebene von der Gemeinwohlorientierung ihrer Eltern deutlich unterschied: „hohe ungerichtete Leistungsmotivation steht neben der Bereitschaft, sich durch extrinsische Gratifikationen wie Geld, Ansehen, Karriere motivieren zu lassen; staatsbürgerlicher Privatismus und die affirmative Orientierung am Leistungssystem der Gesellschaft runden das Bild ab.“ (Vgl. Rübner 2000: 328f.; Zitat: 329) Rolf nahm hingegen den Anspruch auf zivilgesellschaftliches Engagement im Berufsbild seines Vaters sehr ernst. Deshalb dachte er über eine kreative Denkpause in den Dörfern Mittelamerikas nach, um sich über die in seinem Elternhaus deutlich vor Augen geführten Anforderungen an den Berufsalltag eines Pfarrers, über sein Selbstverständnis an ein ‚erfülltes Leben‘ und über sein christliches Glaubensbekenntnis klar zu werden.

„Zwei Zuhause“: Ostdeutsche Studierende go west

In den ausgewerteten lebensgeschichtlichen Interviews der um 1970 geborenen Studierenden dominierten nach den grundsätzlichen Entscheidungen auf dem Weg zur deutschen Einheit vielschichtige Grundorientierungen, in denen sich eine große Bandbreite des Wechselverhältnisses von Nähe und Distanz zum Elternhaus wider-

7 „Normativ vorgegebene Leistungs- und Chancengerechtigkeit der meritokratischen Ideologie implizieren, daß soziale Ungleichheiten zu Recht bestehen und durch die Schuld bzw. den Verdienst des einzelnen entstanden sind.“ (Ramm 1978: 79)

8 Matthias Rübner bestimmte unter ostdeutschen Studierenden der 1990er Jahre vier verbindende Grundüberzeugungen von sozialer Gerechtigkeit, die unter ihnen gewissermaßen einen Basiskonsens stifteten. (Vgl. Rübner 2003: 138)

spiegelte. Unter den 1990 oder zu Beginn der 1990er Jahre immatrikulierten Studierenden offenbarte sich *entweder* auf der Handlungs- oder auf der Wertebene die Strategie, ‚inneren Abstand‘ zu gewinnen, ohne sich damit prinzipiell von den Einstellungen und Erfahrungsmustern ihrer Elterngeneration abzugrenzen. Zum einen korrespondierte diese zwiespältige Handlungsorientierung mit der für diese Lebensphase typischen Ablösung vom Elternhaus, die entwicklungspsychologisch bedingt in jeder Normalbiographie konfliktgeladen verlaufen kann. Zum anderen setzten sich diese Studienanfänger aber namentlich vom Prinzip der Selbstentsagung und ‚Selbstaufopferung‘ ab, das ihre Eltern in der DDR-Gesellschaft praktiziert hatten, sei es nun im Namen des ‚Großen und Ganzen‘ der sozialistischen Utopie bzw. des Dienstes am Menschen oder schlichtweg für den Betrieb und den ‚technischen Fortschritt‘. Gewiss bildete auch diese Handlungsmaxime keine Besonderheit der Studienberechtigten des Jahrganges 1990. Sie ließe sich wohl auch bei ihren jüngeren Nachfolgern aufzeigen, vor allem in den 1990er Jahren. Doch nur diese studentische Jahrgangsgruppe 1990 trug ihre Ablösungskonflikte mit der Elterngeneration in einer so tief greifenden politischen, sozialen und wirtschaftlichen Umbruchperiode aus. Deren situative Problemlagen berührten natürlich auch die Intergenerationenbeziehungen in Ostdeutschland auf einzigartige Weise. So brandeten in dieser ‚Zwischenzeit‘ noch heftige Auseinandersetzungen in den Intelligenzfamilien auf, weil eine selbstbestimmte Studienfachwahl oder der Wechsel an eine Hochschule „im Westen“ als ein symbolischer Kotau vor dem „Kapitalismus“ angesehen werden konnte. Nur wenige Jahre später erschien es vielen Eltern als ausgesprochen Karriere fördernd, wenn ihre Kinder an eine Universität oder Fachhochschule in den westlichen Bundesländern wechselten.

Die Universitäten und Hochschulen in den westlichen Bundesländern erlebten 1990 einen regelrechten „Studienanfängerboom“, die Zunahme an Erstimmatrikulationen fiel mit 23.000 im Vergleich zu 1989 weit höher aus als in den Vorjahren. Immerhin 20% dieses Zuwachses an deutschen Studienanfängern im Westen entfielen auf die Zuwanderung von Studienberechtigten aus den östlichen Bundesländern (Lewin u. a. 1991: IX). Zu ihnen zählte auch Carla aus Nordhausen, die sich mit 69 weiteren Studierenden aus der untergehenden DDR im Sommersemester 1990 an der Universität Göttingen einschrieb. Vordem hatte sie 1989/90 zwei Semester Sport und Geschichte an der Pädagogischen Hochschule in Magdeburg studiert. Da sie aber keine Lehrerin werden wollte, wechselte sie zum Sommersemester 1990 an die Universität Göttingen, um ein Sportstudium zu beginnen. Es sei ein spontaner Entschluss gewesen, der ihre Eltern überraschte:

Anfangs waren sie dagegen: Um Gottes Willen, nach dem Westen und dann in den Kapitalismus, dieses kalte System, das ist doch nichts, nein, bleib zu Haus. Meine Eltern machen sich wahnsinnig viel Sorgen. Jetzt natürlich unterstützen sie mich vollends, soweit sie das können. Und sie sagen auch schon: Mensch, im Juli gibt's richtiges Geld (sie sagen immer: richtiges Geld), dann können wir dir auch was zuschieben, dann ist es nicht so schlimm. Aber ich muss ehrlich sagen, beide haben nicht die Ahnung, was wirklich los ist und was mit allem verbunden ist und um was man sich hier kümmern muss. Das können sie sich nicht vorstellen, weil sie nicht drinstecken. Ich erzähl zwar viel, aber sie haben ihre eigenen Sorgen zu Hause, ihre Ängste um den Job und um das Geld. (Zit. nach: Schwibbe 1991: 51)

Carla schilderte, wie sie gegenüber ihren Eltern in die Rolle einer „Beraterin“ hineinwuchs, weil sie in den Wochen und Monaten vor der Wirtschafts-, Währungs- und Sozialunion der beiden deutschen Staaten für eine bestimmte Übergangszeit über einen Informations- und Erfahrungsvorsprung verfügte. Auch die Göttinger Medizinstudentin Gerit aus Sondershausen hob hervor, dass sie jetzt auf einmal merke, „*meine Familie braucht mich richtig. Jetzt bin ich eigentlich die einzige aus der Familie, der es wirklich gut geht, die zufrieden mit sich sein kann.*“ (Zit. nach: Schwibbe 1991: 163) Früher habe sie dagegen die Abhängigkeit von ihren Eltern als störend empfunden.⁹ In Gerits Wahrnehmung schlug das traditionelle Unterordnungsverhältnis quasi in eine von der gesamten Familie anerkannte Dienstleistungsfunktion um, worin eine Besonderheit der unmittelbaren Umbruchsituation erblickt werden kann. Denn im Verlaufe der 1990er Jahre verkehrte sich der Charakter der intergenerationalen Beziehungen wieder, auch im Osten: Eltern seien für die erwachsenen Kinder immer wichtiger geworden. Dies habe an der höheren Bedürftigkeit der Kinder, also am Rückgang staatlicher Unterstützungen während der Ausbildung, an der hohen Arbeitslosigkeit, an der Schließung öffentlicher Kinderbetreuungseinrichtungen, an der Arbeitsplatzunsicherheit und nicht zuletzt an den veränderten Zeitregimes am Arbeitsplatz gelegen (Szydlík 2000: 211).

Auch Carla und Gerit unterhielten weiterhin enge Beziehungen zu ihren Eltern, trotz ihres Umzugs in die niedersächsische Universitätsstadt Göttingen. Allerdings lockerten sich dadurch ihre Bindungen zu den anderen Linienverwandten und zu ihren Freunden in den östlichen Bundesländern. Diese würden plötzlich eigene Probleme und Erlebnisse bewältigen müssen, an denen sie nicht mehr teilhaben könnten. Und auf einmal gebe es zwei Zuhause, wie es Gerit ausdrückte:

Einmal sind mit dem Zuhause ja die Eltern gemeint mit der Landschaft, wo man aufgewachsen ist. Und mit Göttingen ja eben das, was ich mir gerade selbst geschaffen habe. Das ist auch Zuhause. (Zit. nach: Schwibbe 1991: 14)

Der von Carla und Gerit beschriebene Wandel im Verhältnis zu den Eltern hing selbstverständlich mit ihrem Ablösungsprozess zusammen, aber auch mit einem generellen Individualisierungsschub, der durch den 1989/90 eingeleiteten Umbruchprozess noch beschleunigt wurde.

Dieser Schub äußerte sich in der hier in Rede stehenden Jahrgangsgruppe im Streben nach Selbstverwirklichung, was sich bei diesen im Jahre 1990 Achtzehn- bis Zweiundzwanzigjährigen mit schwachen Symptomen der Spätadoleszenz überlagern konnte.

Zum einen bezeichnet „Selbstverwirklichung“ ein allgemeines Kulturmuster von älteren Jugendlichen und jungen Erwachsenen, das sich im Westen schon seit Jahren beobachten ließ und im Osten nun auch von den Studienanfängern der frühen 1990er Jahre nachholend ‚ausgelebt‘ wurde. Zum anderen handelt es sich um ein gerade unter dieser Studentengeneration auffällig präsenten Handlungs- und Orientierungsmuster,

⁹ Die strukturierten Interviews mit Carla und Gerit wurden zwischen Mai und Dezember 1990 erhoben. Neben sechs weiteren Studentinnen und fünf Studenten wurden sie von der Psychologin und Volkswirtschaftlerin Gudrun Schwibbe befragt. Vgl. Schwibbe 1991: 7.

das den staatsbürokratisch ‚entregelten‘ Bildungs-, Kultur- und Studienangeboten auf betont individuelle, ja eigenwillige Weise Rechnung trug. Daher lässt sich unsere Untersuchungsgruppe sowohl von den älteren, noch in den 1980er Jahren immatrikulierten Studierenden als auch von den jüngeren, erst um 1975 geborenen Studentengenerationen unterscheiden. Während die Ersteren noch in Seminargruppen sozialisiert worden waren, äußerte sich auch wieder unter den Letzteren ein Sozialverhalten, das an die Gruppenmentalität und „Kollektivität“ von DDR-Studenten erinnerte (vgl. Sieber/Freytag 1993: 39, 51; Aulerich/Stein 1997: 141).

Das in unterschiedlichen Jugendkulturen gleichermaßen sichtbar werdende Grundmuster „Selbstverwirklichung“¹⁰ brachte einerseits auf der Basis lebensweltlicher Netzwerke verschiedene Formen neuer Gemeinschaftsbindungen hervor, die mit dem 1994 von Helmuth Berking geprägten Begriff des „solidarischen Individualismus“ beschrieben werden könnten (zit. nach: Mau 2002: 151). Andererseits artikuliert es sich aber auch betont individualistisch, in erster Linie unter Studentinnen der Betriebs- und Volkswirtschaftslehre (vgl. zur nächst jüngeren Studentengeneration dieser Fachrichtung Schneider 2005: 92-109). Letztere standen den Einstellungen ihrer Eltern, vor allem der Mütter, eigentlich am nächsten, die sich auf ein fachorientiertes Berufs- und Leistungsethos beriefen und auf ihre Kinder zu übertragen trachteten. Doch scheinen jene VWL- bzw. BWL-Studierende die im Elternhaus vermittelten intrinsischen Wertvorstellungen für sich aufgegeben zu haben, die während ihres Studiums Anschluss an die wissenschaftliche Fachkultur der Wirtschaftswissenschaften gefunden haben.

Insgesamt kam die beschriebene spätadoleszente Suche nach Abstand von den überkommenen Berufsbildern und Sicherheitskalkülen der Eltern dem Versuch gleich, selbstbestimmt eine Brücke zu den gewandelten Werthorizonten des vereinigten Deutschlands zu schlagen, ohne freilich die Rückversicherung des Elternhauses entbehren zu wollen. Im Gegenteil, der Familiensoziologe Marc Szydlík spricht sogar von einer „neuen Solidarität“, die sich seit 1990 zwischen vielen Eltern und ihren erwachsenen Kindern in Ostdeutschland herausgebildet habe. Der sich entfaltende Druck des Arbeitsmarktes habe weniger belastend gewirkt, sondern vielmehr zu einem größeren Zusammenhalt der Familien geführt. Darin erblickt Szydlík eine nachwirkende Kontinuität, da er bereits für die DDR-Zeit enge Intergenerationenbeziehungen konstatierte. Ähnlich wie damals würde die Familie einen Spannungsausgleich ermöglichen und gleichsam einen Rückzugsraum bilden, aber auch eine finanziell-wirtschaftliche Absicherung gegenüber den Ungewissheiten der Transformationsphase gewähren (vgl. Szydlík 2000: 210 f. u. 236 f.).

Es kann daher keine Rede davon sein, dass die durch den Umbruch ausgelöste politische Orientierungskrise die Familiensozialisation in Ostdeutschland nachhaltig gestört habe (vgl. zu dieser Lesart Lange 1991: 191). Auch dürfen die familialen Generationenbeziehungen nach Szydlík nicht schematisch interpretiert werden, also entweder nur konfliktbeladen oder ganz harmonisch. Sie würden stets beides beinhalten, Widersprüche müssten ausgehalten werden. Generationenbeziehungen in Familien zeichnen sich demnach durch per se nicht auflösbare Ambivalenzen aus. „Das Aushalten, Einbringen und die Auseinandersetzung mit Ambivalenz sind wichtige

10 Zu den unterschiedlichen Lesarten von „Selbstverwirklichung“ als Kulturmuster adoleszenter Jugendlicher vgl. Zorn 1989: 219-228 u. Boldt/Stutz 2006: 86-88.

Bedingungen andauernder, womöglich lebenslanger Solidarität. Die Anerkennung der in Generationenbeziehungen inhärenten Spannungen kann für die Beziehungspartner entlastend wirken.“ (Szydlík 2000: 41) In diesem Begriffsverständnis wird „Ambivalenz“ der Generationensolidarität vor- bzw. übergeordnet. Der Schweizer Soziologe Kurt Lüscher fasst das Ambivalenz-Konzept ebenfalls als eine allgemeine heuristische Methode, um eine Theorie der intergenerationalen Familienbeziehungen in der Postmoderne zu entwickeln (Lüscher 2000: 138-161; Ehmer 2000: 24-37; Lüscher/Liegle 2003: 287-311, insbesondere 310, Anm. 30).

Wenn im vorliegenden Beitrag die Zwiespältigkeit der Handlungsorientierungen von Studienanfängern der Umbruchjahre und der Generationenbeziehungen zu ihren Eltern unterstrichen wird, so handelt es sich gewissermaßen um ambivalente Handlungs- und Wertorientierungen in einem engeren, kulturhistorischen Sinne. Neben zivilgesellschaftlichem Engagement und sozialen Lebenszielen artikulierten sich unter ihnen ein Streben nach Autonomie als Lebensstrategie, das sich mit hedonistischen Einkommens- und Statusorientierungen verband und extrinsische Studienwahlmotive in den Vordergrund treten ließ. Diese neuen Wertmuster bildeten sich unter der ersten studentischen ‚Einheitsgeneration‘ vergleichsweise frühzeitig aus, setzten sich aber erst im Verlaufe der 1990er Jahre vollständig durch (Heublein/Sommer 2000: 1). Die Studienanfänger von 1990/91 brachen also weitgehend mit den intrinsischen „Gemeinsinn“-Orientierungen ihrer Eltern, ohne indes die im Osten besonders enge Generationensolidarität mit ihnen aufzukündigen.

LITERATUR

- Angepaßt oder mündig? Briefe an Christa Wolf im Herbst 1989 (1990). Hg. v. Petra Gruner. Berlin.
- Apel, Helmut (1992): Intergenerative Bildungsmobilität in den alten und neuen Bundesländern. In: Jugend 92: Lebenslagen, Orientierungen und Entwicklungsperspektiven im vereinigten Deutschland. Hg. vom Jugendwerk der Deutschen Shell, Bd. 2. Opladen, 353-370.
- Augustine, Dolores L. (1996): Frustrierte Technokraten. Zur Sozialgeschichte des Ingenieurbetriebs in der Ulbricht-Ära. In: Die Grenzen der Diktatur. Staat und Gesellschaft in der DDR. Hg. v. Richard Bessel und Ralph Jessen. Göttingen, 49-75.
- Aulerich, Gudrun/Ruth Heidi Stein (1997): Wende gut – alles gut? Oder: Sage mir, woher du kommst ... Studierende in Dresden und Dortmund sechs Jahre nach der Wende. In: *hochschule ost. politisch-akademisches journal aus ostdeutschland*, 6. Jg., H. 1, 124-144.
- Aulerich, Gudrun/Ruth Heidi Stein (1998): Familie alles – Hochschule nichts? Zum Einfluß von Handlungsmustern und institutionellen Bedingungen auf das Verhalten Dresdner Studierender sechs Jahre nach der Wende. In: *hochschule ost. politisch-akademisches journal aus ostdeutschland*, 7. Jg., H. 2, 10-22.
- Bathke, Gustav-Wilhelm/Jochen Schreiber/Dieter Sommer (2000): Soziale Herkunft deutscher Studienanfänger. Entwicklungstrends der 90er Jahre. In: *Kurz-Information. Hochschul-Informationssystem*, A 9, H. 11, 1-43.
- Bathke, Gustav-Wilhelm (2007): Und in Jene lebt sich´s bene? Ein soziales Porträt von Studierenden an der Friedrich-Schiller-Universität Jena Ende der 1970er und 1980er Jahre. In: Uwe Hoßfeld/Tobias Kaiser/Heinz Mestrup (Hg.): Hochschule im Sozialismus. Studien zur Geschichte der Friedrich-Schiller-Universität Jena (1945-1990), Bd. 1. Köln/Weimar/Wien, 955-1023.

- Behnken, Imbke/Jürgen Zinnecker (1992): Lebenslaufereignisse, Statuspassagen und biografische Muster in Kindheit und Jugend. In: *Jugend 92: Lebenslagen, Orientierungen und Entwicklungsperspektiven im vereinigten Deutschland*. Hg. vom Jugendwerk der Deutschen Shell, Bd. 2. Opladen, 127-143.
- Boldt, Ulrike/Rüdiger Stutz (2006): Nutzen und Grenzen des historischen Generationenkonzepts für die Erforschung von Umbruchserfahrungen im späten Jugendalter. In: Annegret Schüle/Thomas Ahbe/Rainer Gries (Hg.): *Die DDR aus generationengeschichtlicher Perspektive. Eine Inventur*. Leipzig, 65-88.
- Ehmer, Josef (2000): Alter und Generationenbeziehungen im Spannungsfeld von öffentlichem und privatem Leben. In: Josef Ehmer/Peter Gutschner: *Das Alter im Spiel der Generationen. Historische und sozialwissenschaftliche Beiträge*. Wien/Köln/Weimar, 15-48.
- Grunert, Cathleen (1999): Vom Pionier zum Diplom-Pädagogen: Lebensgeschichten und Berufsperspektiven von ostdeutschen Studierenden im Diplomstudiengang Erziehungswissenschaft. Opladen.
- Heublein, Ulrich (1992): Eine unruhige Generation an den ostdeutschen Hochschulen? Erste Gedanken über mögliche Prädispositionen für die Entwicklung studentischen Selbstbewußtseins in den neuen Bundesländern. In: Friedrich W. Busch (Hg.): *Universitäten im Umbruch: zum Verhältnis von Hochschule, Studenten und Gesellschaft*. Oldenburg, 162-174.
- Heublein, Ulrich/Rainer Brämer (1990): Studenten im Abseits der Vereinigung. Erste Befunde zur politischen Identität von Studierenden im deutsch-deutschen Umbruch. In: *Deutschland Archiv*, H. 9, 1397-1410.
- Heublein, Ulrich/Dieter Sommer (2000): Lebensorientierungen und Studienmotivation von Studienanfängern. In: *Kurz-Information. Hochschul-Informationssystem*, A 5, H. 5, 1-39.
- Huinink, Johannes/Dirk Konietzka (2007): *Familiensoziologie. Eine Einführung*. Frankfurt am Main/New York.
- Kleßmann, Christoph (1993): Zur Sozialgeschichte des protestantischen Milieus in der DDR. In: *Geschichte und Gesellschaft. Zeitschrift für Historische Sozialwissenschaft*, 19. Jg., 29-53.
- Lange, Günter (1991): DDR-Jugend im politischen Wandel der 80er Jahre. In: Melzer, Wolfgang u. a. (Hg.): *Osteuropäische Jugend im Wandel. Ergebnisse vergleichender Jugendforschung in der Sowjetunion, Polen, Ungarn und der ehemaligen DDR*. Weinheim/München, 184-193.
- Lewin, Karl u. a. (1991): *Studienanfänger 1990/91 in Deutschland. Ein Vergleich zwischen neuen und alten Ländern*. Hannover.
- Lüscher, Kurt (2000): Die Ambivalenz von Generationenbeziehungen – eine allgemeine heuristische Methode. In: Martin Kohli/Marc Szydlík (Hg.): *Generationen in Familie und Gesellschaft*. Opladen, 138-161.
- Lüscher, Kurt/Ludwig Liegle (2003): *Generationenbeziehungen in Familie und Gesellschaft*. Konstanz.
- Matthes, Britta (2004): Intergenerationale Mobilität beim Erwerbseinstieg während der ostdeutschen Transformation. In: Marc Szydlík (Hg.): *Generation und Ungleichheit*. Wiesbaden, 168-190.
- Mau, Steffen (2002): Solidarität und Gerechtigkeit. Zur Erkundung eines Verhältnisses. In: Stefan Liebig/Holger Lengfeld (Hg.): *Interdisziplinäre Gerechtigkeitsforschung. Zur Verknüpfung empirischer und normativer Perspektiven*. Frankfurt am Main/New York, 129-154.
- Ostdeutsche Studienberechtigte des „Wendjahres“ 1990 nehmen deutlich häufiger ein Studium auf als ihre Kollegen aus den alten Ländern (1995). In: *hochschule ost. politisch-akademisches journal aus ostdeutschland*, 4. Jg., H. 1, 90f.

- Pasternack, Peer/Thomas Neie/Ralph Meder (Hg.) (2000): Stud. ost 1989-1999. Wandel von Lebenswelt und Engagement der Studierenden in Ostdeutschland. Leipzig.
- Ramm, Michael (1998): Soziale Ungleichheit und soziale Gerechtigkeit: gesellschaftliche Orientierungen von Studierenden in der Bundesrepublik Deutschland 1983 bis 1995. Eine empirische Untersuchung. Diss., Ms., Konstanz.
- Ritter, Gerhard A. (2002): Die DDR in der deutschen Geschichte. In: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte*, 50. Jg., 171-200.
- Rübner, Matthias (2000): Student und Gerechtigkeit. Ordnungsbezogene Gerechtigkeitsvorstellungen von ostdeutschen Studierenden und die Bedeutung biographischer Orientierungen. Diss., Ms., Jena.
- Rübner, Matthias (2003): Gerechtigkeitsvorstellungen im Kontext gesellschaftlicher Transformation. Kritik- und Legitimationsmuster ostdeutscher Studenten. In: Martin Brunsig/Frank Ettrich/Raj Kollmorgen (Hg.): Konflikt und Konsens: Transformationsprozesse in Ostdeutschland. Opladen, 113-143.
- Sabrow, Martin (2000): Der Wille zur Ohnmacht und die Macht des Unwillens. Realitätskonflikte und Mentalitätenwandel in der DDR als Erosionsfaktoren der SED-Herrschaft. In: *Deutschland Archiv. Zeitschrift für das vereinigte Deutschland*, 33. Jg., 539-558.
- Schneider, Antje (2005): Lebenserfahrung und -perspektiven von Mauerfall-Jugendlichen, die Ökonomen werden bzw. wurden. Staatsexamensarbeit, Ms., Jena.
- Schwibbe, Gudrun (Hg.) (1991): Übergänge. Studenten aus der ehemaligen DDR berichten über ihren Studienbeginn in der Bundesrepublik. Göttingen.
- Sieber, Malte/Freytag, Ronald (1993): Kinder des Systems: DDR-Studenten vor, im und nach dem Herbst '89. Berlin.
- Solga, Heike (1995): Auf dem Weg in eine klassenlose Gesellschaft? Klassenlagen und Mobilität zwischen Generationen in der DDR. Berlin.
- Stock, Manfred (1997): Bildung zwischen Macht, Technik und Lebensstil. Das Beispiel der „sozialistischen Intelligenz“ in der DDR. In: Bildungsgeschichte einer Diktatur. Bildung und Erziehung in SBZ und DDR im historisch-gesellschaftlichen Kontext. Hg. v. Sonja Häder u. Heinz-Elmar Tenorth. Weinheim, 295-333.
- Szydlík, Marc (1995): Die Enge der Beziehung zwischen erwachsenen Kindern und ihren Eltern – und umgekehrt. In: *Zeitschrift für Soziologie* 24. Jg., H. 2, 75-94.
- Szydlík, Marc (2000): Lebenslange Solidarität? Generationenbeziehungen zwischen erwachsenen Kindern und Eltern. Opladen.
- Weinacht, Paul-Ludwig/Martin Beisler (1993): „Einen wirklichen Staat aufbauen...“ Studenten in Deutschland – zwei Jahre nach der Vereinigung. In: *Deutschland Archiv*, H. 11, 1279-1290.
- Wensierski, Hans-Jürgen v. (1994): Mit uns zieht die alte Zeit. Biographie und Lebenswelt junger DDR-Bürger im gesellschaftlichen Umbruch. Opladen.
- Wierling, Dorothee (2002): Geboren im Jahr Eins. Der Jahrgang 1949 in der DDR. Versuch einer Kollektivbiographie. Berlin.
- Zinnecker, Jürgen (1991): Jugend als Bildungsmoratorium. Zur Theorie des Wandels der Jugendphase in west- und osteuropäischen Gesellschaften. In: Melzer, Wolfgang u. a. (Hg.): Osteuropäische Jugend im Wandel. Ergebnisse vergleichender Jugendforschung in der Sowjetunion, Polen, Ungarn und der ehemaligen DDR. Weinheim/München, 9-24.
- Zoll, Rainer u. a. (1989): „Nicht so wie unsere Eltern!“ Ein neues kulturelles Modell? Opladen.